

## Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Sie konnte nicht begreifen, warum Albertine so kränklich war. Sie sollte doch wohl nicht? Nein, dann war sie anders gewesen.

Wär sie so gewesen wie Oline, dann hätte sie schon gekostet, was es war, aber mit Lina konnte doch nicht am Ende was los sein — freilich, sie stellt sich ja grad so an wie Oline, als was Kleines kommen sollt.

Albertine lag da in tiefem Schlaf; das dunkle Haar fiel nach allen Richtungen hin über das Kopfkissen, und die bleiche Wange war halb drin begraben. Ja, es war wohl nachgerade an der Zeit, sie zu wecken.

Mutter Kristiansen ging durch die Stube bis an das Bett und streckte die Hand aus nach der nackten, runden, weißen Schulter, über der einzelne dunkelbraune Haarstrahlen ausgebreitet lagen wie feine Spitzen, aber sie hielt inne und blieb eine Weile über sie gebeugt stehen. Sie war offenbar diese Nacht wieder wach gewesen und hatte geweint, so sah es aus.

Sie beugte sich tiefer über sie herab und betrachtete sie genau. Die Augenlider und ihre Umgebung, die Schläfen und die Büge um die Mundwinkel; und hob vorsichtig das grobe Hemd in die Höhe und besah die eine Brust, die da lag und sich ruhig und rund hob und senkte.

Nein, da war nichts zu sehen, da schien keine Gefahr zu sein — wer sollte wohl auch auf so etwas verfallen mit Lina? Aber vielleicht war sie erst vor kurzem eingeschlafen — dann mußte sie sie wohl lieber noch ein wenig schlafen lassen.

Wieder ging sie vorsichtig durch die Stube bis an das Fenster, trocknete die Fensterscheibe ab, die sich wieder betaut hatte, und sah sich nach allen Seiten um.

Ja, es würde sich schon aufklären — das war sicher und gewiß — aber wie stand es denn mit ihrem Kaffeekessel?

Sie machte sich am Ofen zu schaffen.

Albertine war schließlich erwacht, hatte einen Unterrock und eine Taille übergezogen, und nun sahen sie, jede mit ihrer Kaffeekanne am Tisch, drei bis vier Stücke braunen Zuder neben sich.

Der Kaffeekessel stand auf einem Stück Brennholz da, so daß er sich vornüber neigte und der blaue Dampf aus der Lülle aufstieg.

„Heut mußt Du wirklich mitkommen, Albertine, — nicht jeden Tag ist der 17. Mai — bloß einmal im Jahr,“ sagte Mutter Kristiansen und steckte ein Stück braunen Zuder in ihren zahnlosen Mund und sog daran und nahm einen großen Schluck Kaffee aus der Schale, die sie auf vier Fingern balancierte, sog dann wieder an dem Zuder und nahm einen neuen Schluck Kaffee.

„Nein — ich mag nicht.“

„Du wirst Dich schon amüsieren, wenn Du man erst rauskommst, das sollst Du sehen — und es is doch amüsant, die ganze Geschichte zu sehen.“

Albertine sah Mutter Kristiansen an.

Was war nur auf einmal in die Alte gefahren, sie, die seit Jahren nicht weiter zur Tür hinausgewesen war als zu Kaufmann Jakobsen und ab und zu mal zu Oline, und in den paar letzten Tagen hatte sie mehr geredet als sonst in vielen Monaten, und sie hatte ganz aufgehört zu weinen.

„Nein, ich hab ja auch gar nichts anzuziehen. Gätt ich ausgehen wollen, dann hätt ich ja meinen Mantel fertignähen müssen, aber so — nein, ich bleib zu Hause und nöh.“

„Steh doch bloß, wie schön das Wetter wird. Kannst Du nich ohne Mantel gehen, es wird heute ganz warm!“

„Du bist nicht klug, Alte; meinst Du, daß es angeht, im Frühling ohne was an zu gehen, als wenn es mitten im Sommer wär? Im Frühling muß man was anhaben, oder man muß es wenigstens überm Arm tragen. Es is ordinär, ohne alles zu gehen, selbst mitten im Sommer; — Du wirst nie eine feine Dame so gehen sehen. Aber es wird wohl das beste sein, wenn ich die Flagge an die Stange festnähe, ehe Eduard kommt, denn sonst wird er ganz gewiß ungeduldig.“

„Na ja, das wird auch wohl das beste sein, ja. Willst Du aber nich noch 'nen Schluck Kaffee haben? Denn muß ich mich nu wohl fein machen, ich soll ja auf meine alten Tage noch zum Festzug am 17. Mai!“

Mutter Kristiansen stand in vollem Busch da. Neben dem Kopf hatte sie ein graues Tuch. Das dünne, graue Haar war in dem breiten Scheitel mit Wasser nach den Seiten glatt herabgekämmt. Sie hatte ihren alten Rock an und die neue Kleidertaille, die Albertine genäht hatte, und darüber den alten französischen Schal mit roten Blumen auf weißem Grund und mit grünen Franzen. Sie hatte ihn ganz aus dem innersten der untersten Kommodenschublade hervorgeholt, wo er zierlich zusammengefaltet in Papier gepackt gelegen hatte, seit sie Oline zu dem Polizeiaffistenten auf die Polizeistation begleitet hatte.

Eduard war gekommen und stand mit der Flagge in der Hand da, ungeduldig, hinauszugelangen.

„Das ist doch ein ordentliches Unionszeichen,“ sagte er. „Wir Seelente wollen nichts von all den Narrenstreichen wissen.“

Albertine stand im Unterrock da, mit bloßen Armen und ungekämmtem Haar und zupfte an Mutter Kristiansens Busch herum.

„Ja, dann gib nur acht auf das Haus, Lina, und seß das Essen auf.“

„Das will ich tun! — Denn Adieu!“

Sie stand am Fenster und sah über die Halbgardine hinweg, als sie im Sonnenschein vorüberkamen.

Mutter Kristiansen lächelte und nickte ihr zu, und Eduard nickte und schwenkte mit der Flagge. — Nein! — Sie klopfte an das Fenster.

„Ja, wenn Ihr einen Augenblick warten wollt, dann komm ich mit. Ich kann sehr gut in der Taille gehen, das macht nichts. Es ist ja alles schnuppe. — Aber kommt herein und wartet so lange. Einen Hut hab ich ja — dann sehe ich doch nicht ganz aus wie eine Fabrikarbeiterin.“

Eine halbe Stunde später gingen sie zusammen hinaus. In der Brostraße wimmelte es von Leuten, die nach der Stadt zu strömten.

„Woll'n wir nich mal zu Oline hineingehen?“ fragte Mutter Kristiansen.

„Ja, geht Ihr meinetwegen hin, aber dann komme ich nicht mit!“

Die Sonne schien. Die gelben Straßenbahnen rummelten die Brostraße hinauf und hinab, mit kleinen bunten Flaggen vorn und hinten am Verdeck befestigt. Alle Wagen, die zur Stadt fuhren, waren voll von gepuzten Menschen.

Auch die Leute auf der Straße waren gepuzt, die Männer in schwarzen Röcken, und die Frauen mit braungelben französischen Schals, die kleinen Mädchen mit weißen Strümpfen und frisch gebügelter Göschen, und die Jungen mit Flaggen.

Eine Menge kleiner Mädchen trugen ebenfalls Flaggen, und alle gingen sie auf die Große Straße zu. Aus allen den kleinen Nebengassen und aus den Torwegen kamen sie in die Brostraße hinein, und lebende kleine Flaggen hüpfen hierhin und dorthin, in den verschiedensten Altern, große und kleine, wie Flaggen, die jetzt noch Kinder waren, aber auch einstmals erwachsen sein würden.

Sie gingen über die Brücke.

Auf dem kleinen Markt saßen die Küchenfrauen in einer Reihe, mit Flaggen auf ihren Küchentischen und hatten auch Flaggen zu verkaufen, und waren umringt von kleinen Jungen mit kleinen Flaggen und verdienten viel Geld, während die Eltern warteten.

Vor ihnen, am Ende der Straße, lag das Zuchthaus, und da wimmelte es von Menschen und Flaggen. — Auf einmal kam eine lange Reihe von Flaggen hintereinander.

„Das ist eine Schule,“ sagte Eduard.

Ja, es war eine große Schule, eine lange, lange Reihe von Flaggen und ganz vorne eine Fahne.

Mutter Kristiansen, Lina und Eduard bogen um die Ecke und gingen nach dem Ackermarkt hinüber.

Die violette Fahne mit der goldenen Figur und den goldenen Buchstaben flatterte vor ihnen über die Straße, und

mitten auf der Straße marschierten die ernsthaften Jungen mit Flaggen — und wenn sie sich umsahen, konnten sie ganz bis nach der Löwenapotheke sehen.

Dann kam eine neue Fahne mit Musik in die Straße eingebogen, und als die erste Schule das hörte, da spielte sie „Norwegens Söhne“ und Eduard fing an, im Takt zu marschieren.

Sie waren bis an die Gasanstalt gekommen und bogen um die Ecke; vor ihnen lag die Kirche. Die Uhr war bereits zehn Minuten vor neun.

„Hurra—a—a—a!“

Sie schwenkten auf den Marktplatz ein, und Mutter Kristiansen und ihre Kinder gingen im Takt mit.

„Hurra—a—a—a!“ klang es zurück über den ganzen Platz.

Es war schon sehr belebt. Die Fontäne in der Mitte wuchs aus lauter Flaggen heraus. Rot, blau und weiß — rot, blau und weiß überall — und rot, blau und weiß kam es in langen, dicht gedrängten buntschimmernden Reihen über die Ankerbrücke — „hurra!“

Eine neue Schule bog aus der Marktstraße unter den Tönen von „Ja, wir lieben dieses Land!“ ein.

„Mutter, laß uns dahin gehen, wo das Schulschiff ist!“

„Ja, was willst Du da?“

„Ich will sie nur ansehen, es ist doch immer so amüsant, weil ich da selbst Schuljunge gewesen bin; und dann will ich gern sehen, wer die Fahne trägt; ich denk' mir, Fredrik Grepa trägt sie, denn er ist der stärkste. Ach, sieh doch die hübsche Fahne, die da kommt, das muß eine feine Schule sein. Sie reden ja von Albert, aber an dem ist doch nichts; Fredrik ist viel stärker. Kannst Du sie sehen, Mutter?“

„Nein,“ sagte Mutter Kristiansen und hob sich auf die Zehenspitzen; aber Hülte, Sonnenschirme und Flaggen verperrten die Aussicht.

„Kannst Du sie nicht finden? Sie haben doch eine norwegische Flagge; das kann doch nicht so schwer sein, sie zu finden!“

Und er versuchte, ein Guckloch unter den Armen der vor ihm Stehenden zu entdecken.

„Hurra—a—a—a—a—a—a—a—a—a!“

„Laß uns ein wenig länger vorgehen, Mutter, denn das Schulschiff soll ja erst kommen — es wird immer vorangehen, so wie die Seelen in dem großen Zug auch vorangehen, denn der Seemannsstand ist unser erster Stand, das weißt Du ja!“

Mutter Kristiansen schob sanft einen Mann zur Seite, der vor ihr stand, und zog Eduard hinter sich her. Auf die Weise kam Albertine auch mit.

„Verzeihen Sie!“

„Nein, ihr dürft euch nicht so vordrängen, das geht nicht an,“ sagte Albertine und hielt Eduard an der Schulter zurück. „Das geht wirklich nicht an!“

Aber Mutter Kristiansen drängte weiter vor.

„Verzeihen Sie!“

„Hier ist es, hier ist es,“ sagte Eduard, als er einige blaue Wolljacken und weiße Hosen und schottische Mützen mit goldenen Buchstaben sah, „aber wir müssen noch ein bißchen weiter vor. — Ja, Fredrik trägt die Fahne — hab' ich's nicht gesagt? Der ist gewaltig stark, das kannst Du mir glauben!“

Eduard drängte sich ein wenig in eine Reihe hinein.

„Was willst Du hier, Du Landkrabbe,“ sagte ein kleiner vierähriger Bursch mit einer Stutznase und einer schottischen Mütze, auf der mit goldenen Buchstaben „Schulschiff Christiania“ stand. „Landkrabben können wir hier nicht gebrauchen!“ und er puffte Eduard, der sich in seinen zu großen Kleidern stramm machte.

„Landkrabbe? Kennst Du mich Landkrabbe? Ich bin keine Landkrabbe für Dich!“

Aber er erhielt noch einen Puff.

Mutter Kristiansen zerrte ihn am Arm. Albertine hat ihn zu kommen.

„Willst Du mich puffen? Kümmer Dich um Deine eigene Angelegenheiten, sonst kriegst Du einen von mir aus Maul, daß Dir das Blut aus der Nase läuft und Du all Deine Zähne ausspuckst!“ rief Eduard und erhob seine kleine, durchsichtige Faust mit dem blau eintätowierten Anker.

„Gerr, Du meines Lebens, das ist ja Eduard Brausewind!“ rief einer aus den Reihen. „Ich hätt' Dich beinah' nicht wiedergekannt — ich glaubte, Du wärst schon längst tot!“

„Bist Du wieder gesund?“

„Gast Du die Auszehrung gehabt?“

„Sie sagten ja doch, Du könntest nicht besser werden!“

„Komm hierher, Eduard, und geh' mit uns!“

Mutter Kristiansen mußte ihn loslassen, er stand lächelnd mit seiner Flagge mitten in der Reihe.

Wie braun die andern neben ihm aussahen.

„Hurra—a—a—a—a—a!“

„Nu gehen sie — nu gehen sie — wenn er es bloß aushalten kann!“

(Fortsetzung folgt.)

## 4) Hans und Heinz Kirch.

Von Theodor Storm.

Hans Kirch stand noch wie angedonnert auf derselben Stelle. Nach einer Weile setzte er sich mechanisch in Bewegung und ging der Gasse zu, worin Fritz Schmülers Speicher lag; dann aber kehrte er plötzlich wieder um. Bald darauf sah er zu Hause an seinem Pult und schrieb mit fliegender Feder einen Brief an seinen Sohn, in dem in verstärktem Maße sich der jähe Jörn ergoß, dessen Ausbruch an jenem letzten Abend durch die Dazwischenkunft der Mutter war verhindert worden.

Monate waren vergangen, die Pläne, von denen aus Heinz nach Abrede hätte schreiben sollen, mußten längst passiert sein; aber Heinz schrieb nicht; dann kamen Nachrichten von dem Schiffe, aber kein Brief von ihm. Hans Kirch ließ sich das so sehr nicht anfechten: „Er wird schon kommen,“ sagte er zu sich selber; „er weiß gar wohl, was hier zu Haus für ihn zu holen ist.“ Und somit, nachdem er den Schmülerschen Speicher um billigen Preis erworben hatte, arbeitete er rüstig an der Ausbreitung seines Handels und ließ sich keine Mühe verdrießen. Freilich, wenn er von den dadurch veranlaßten Reisen, teils nach den Hafenstädten des Inlands, einmal sogar mit seinem Schoner nach England, wieder heimkehrte, „Brief von Heinz?“ war jedesmal die erste hastige Frage an seine Frau, und immer war ein trauriges Kopfschütteln die einzige Antwort, die er darauf erhielt.

Die Sorge, der auch er allmählich sich nicht hatte erwehren können, wurde zerstreut, als die Zeitungen die Rückkehr der „Hammonia“ meldeten. Hans Kirch ging unruhig in Haus und Hof umher, und Frau und Tochter hörten ihn oft heftig vor sich hinreden; denn der Junge mußte jetzt ja selber kommen, und er hatte sich vorgefetzt, ihm scharf den Kopf zu waschen. Aber eine Woche verging, die zweite ging auch bald zu Ende, und Heinz war nicht gekommen. Auf eingezogene Erkundigung erfuhr man endlich, er habe auf der Rückfahrt, nach Abkommen mit dem Kapitän, eine neue Heuer angenommen; wohin, war nicht zu ermitteln. „Er will mir trocken!“ dachte Hans Adam. „Sehen wir, wer's am längsten aushält von uns beiden!“ — Die Mutter, die nichts von jenem Briefe ihres Mannes wußte, ging in kummervollem Grübeln und konnte ihren Jungen nicht begreifen; wagte sie es einmal, ihren Mann nach Heinz zu fragen, so blieb er entweder ganz die Antwort schuldig oder sie hieß ihm mit dem Jungen ein für allemal nicht mehr zu kommen. In einem zwar unterschied er sich von der gemeinen Art der Männer: er bürdete der armen Mutter nicht die Schuld an diesen Uebelständen auf; im übrigen aber war mit Hans Adam jetzt kein leichter Hausverfehr.

Sommer und Herbst gingen hin, und je weiter die Zeit voran, desto fester wurzelte der Groll in seinem Herzen; der Name seines Sohnes wurde im eigenen Hause nicht mehr ausgesprochen, und auch draußen scheute man sich nach Heinz zu fragen.

Schon wurde es wieder Frühling, als er eines Morgens von seiner Haustür aus den Herrn Pastor mit der Pseife am Zaune seines Vorgartens stehen sah. Hans Kirch hatte Geschäfte weiter oben in der Straße und wollte mit stummem Gestrüch vorbeipassieren; aber der Nachbar Pastor rief mit aller Würde pfarramtlicher Ueberlegenheit ganz laut zu ihm hinüber: „Nun, Herr Kirch, noch immer keine Nachricht von dem Heinz?“

Hans Adam fuhr zusammen; aber er blieb stehen, die Frage war ihm lange nicht geboten worden. „Neden wir von was andrem, wenn's gefällt, Herr Pastor!“ sagte er kurz und hastig.

Allein der Pastor fand sich zur Befolgung dieser Bitte nicht veranlaßt. „Mein lieber Herr Kirch, es ist nun fast das zweite Jahr herum; Sie sollten sich doch einmal wieder um den Sohn bekümmern!“

„Ich dachte, Herr Pastor, nach dem vierten Gebote wäre das ungefehrt!“

Der Pastor tat die Pseife aus dem Munde: „Aber nicht nach dem Gebote, in dem nach des Herrn Wort die anderen all enthalten sind, und was wäre Euch näher, als Euer eigen Fleisch und Blut!“

„Weiß nicht, Ehrwürden,“ sagte Hans Kirch, „ich halte mich ans vierte.“

Es war etwas in seiner Stimme, das es dem Pastor räthlich machte, nicht mehr in diesem Tone fortzufahren. „Nun, nun,“ sagte er begütigend, „er wird ja schon wiederkehren, und wenn er kommt, er ist ja von Ihrer Art, Herr Nachbar, so wird es nicht mit leeren Händen sein!“

Etwas von den Schmunzeln, das sich bei dieser letzten Rede auf des Pastors Antlitz zeigte, war doch auch auf das des anderen

übergangen, und während sich der erstere mit einer grüßenden Handbewegung nach seinem Hause zurückwandte, trabte Hans Kirch munterer als seit lange die Straße hinauf nach seinem großen Speicher.

Es war am Tage danach, als der alte Postbote dieselbe Straße hinabschritt. Er ging rasch und hielt einen dicken Brief in der Hand, den er schon im Vorwege aus seiner Ledertasche hervorgeholt zu haben schien; aber ebenso rasch schritt, lebhaft auf ihn einredend, ein etwa sechzehnjähriges blondes Mädchen an seiner Seite. „Von einem guten Bekannten, sagst Du? Nein, narre mich nicht länger, alter Marten! Sag's doch, von wem ist er denn?“

„Ei, Du junger Dummbart,“ rief der Alte, indem er mit dem Briefe ihr vor den Augen gaultete, „kann ich das wissen? Ich weiß nur, an wen ich ihn zu bringen habe.“

„An wen, an wen denn, Marten?“  
Er stand einen Augenblick und hielt die Schriftseite des Briefes ihr entgegen.

Die geöffneten Mädchenlippen verriethen einen Laut, der nicht zu einem Wort gedieh.

„Bon Heinz!“ kam es dann schüchtern hintennach, und wie eine helle Locke brannte die Freude auf dem jungen Antlitz.

Der Alte sah sie freundlich an. „Bon Heinz?“ wiederholte er schelmisch. „Ei, Wiebchen, mit den Augen ist das nicht darauf zu lesen!“

Sie sagte nichts; aber als er jetzt in der Richtung nach dem Kirchhofen Hause zuschritt, lief sie noch immer nebenher.

„Kun?“ rief er, „Du denkst wohl, daß ich auch für Dich noch einen in der Tasche hätte?“

Da blieb sie plötzlich stehen, und während sie traurig mit dem Köpfchen schüttelte, ging der Bote mit dem dicken Briefe fort.

Als er die Kirchhofe Wohnung betrat, kam eben die Hausmutter mit einem dampfenden Schüsselchen aus der Küche; sie wollte damit in das Oberhaus, wo im Siebelstübchen die kleine Lina an den Majern lag. Aber Marten rief sie an: „Frau Kirch! Frau Kirch! Was geben Sie für diesen Brief?“

Und schon hatte sie die an ihren Mann gerichtete Adresse gelesen und die Schrift erkannt. „Heinz!“ rief sie, „o von Heinz!“ und wie ein Jubel brach es aus dieser stillen Brust. Da kam von oben her die Kinderstimme: „Mutter! Mutter!“

„Gleich, gleich, mein Kind!“ Und mit einem dankbaren Nicken gegen den Boten flog sie die Treppen hinauf. „O Lina, Lina! Bon Heinz, ein Brief von unserm Heinz!“

Im Wohnzimmer unten sah Hans Kirch an seinem Pulste, zwei aufgeschlagene Handelsbücher vor sich; er war mit seinem Verlustkonto beschäftigt, das sich diesmal ungewöhnlich groß erwiesen hatte. Verdrießlich hörte er das laute Nebenrauschen, das ihn in seiner Rechnung störte; als der Postbote hereintrat, fuhr er ihn an: „Was treibst er denn für Lärmen draußen mit der Frau?“

Statt einer Antwort überreichte Marten ihm den Brief. Fast grollend betrachtete er die Aufschrift mit seinen scharfen Augen, die noch immer der Brille nicht bedurften. „Bon Heinz,“ brummte er, nachdem er alle Stempel aufmerksam besichtigt hatte, „Zeit war's denn auch einmal!“

Vergebens wartete der alte Marten, auch aus des Vaters Augen einen Freundlich zu sehen; nur ein Zittern der Hand — wie er zu seinem Trost bemerkte — konnte dieser nicht bewältigen, als er jetzt nach einer Schere langte, um den Brief zu öffnen. Und schon hatte er sie angefaßt, als Marten seinen Arm berührte: „Herr Kirch, ich darf wohl noch um dreißig Schilling bitten!“

— „Wofür?“ — er warf die Schere hin — „ich bin der Post nichts schuldig!“

„Herr, Sie sehen ja wohl, der Brief ist nicht frankiert.“  
Er hatte es nicht gesehen; Hans Adam biß die Zähne aufeinander: Dreißig Schillinge; warum denn auch nicht die noch zum Verlust geschrieben! Aber — die Bagalette, die war's ja mäht; nein — was dahinter stand! Was hatte doch der Pastor neulich hingeworfen? Er würde nicht mit leeren Händen kommen! Nicht mit leeren Händen! — Hans Adam lachte grimmig in sich hinein. — Nicht mal das Porto hatte er gehabt! Und der, der sollte im Magistrat den Sitz erobern, der für ihn, den Vater, sich zu hoch erwiesen hatte!

Hans Kirch saß stumm und starr an seinem Pulste; nur im Gehirne tobten ihm die Gedanken. Sein Schiff, sein Speicher, alles, was er in so vielen Jahren schwer erworben hatte, stieg vor ihm auf und addierte wie von selber die stattlichen Summen seiner Arbeit. Und das, das alles sollte er diesem . . . Er dachte den Satz nicht mehr zu Ende; sein Kopf drammte, es brauste ihm vor den Ohren. „Lump!“ schrie er plötzlich, „so kommst Du nicht in Deines Vaters Haus!“

Der Brief war dem erschrocknen Boten vor die Füße geschleudert. „Nimm,“ schrie er, „ich laß ihn nicht; der ist für mich zu teuer!“ Und Hans Kirch griff zur Feder und blätterte in seinen Kontobüchern.

Der gutmütige Alte hatte den Brief aufgehoben und versuchte bescheiden noch einige Ueberredung; aber der Hausherr trieb ihn fort, und er war nur froh, die Straße zu erreichen, ohne daß er der Mutter zum zweitenmal begegnet wäre.

Als er seinen Weg nach dem Sübende der Stadt fortsetzte, kam Wieb eben von dort zurück; sie hatte in einer Brennerei, die hier das letzte Haus bildete, eine Bestellung ausgerichtet. Ihre Mutter

war nach dem plötzlichen Tode „ihres Mannes zur See“ in aller Form Nechtens die Frau „ihres Mannes auf dem Lande“ geworden und hatte mit diesem eine Matrosenschenke am Hafensplatz errichtet. Viel Gutes wurde von der neuen Wirtschaft nicht geredet; aber wenn an Herbstabenden die über der Haustür brennende rote Laterne ihren Schein zu den Schiffen hinabwarf, so sah es da drinnen in der Schenkstube bald Kopf an Kopf, und der Brenner draußen am Stadende hatte dort gute Kundehaft.

Als Wieb sich dem alten Postboten näherte, bemerkte sie sogleich, daß er jetzt recht mürrisch vor sich hinsah; und dann — er hatte ja den Brief von Heinz noch immer in der Hand. „Marten!“ rief sie — sie hätte es nicht lassen können — „der Brief, hast Du ihn noch? War denn dein Vater nicht zu Hause?“

Marten machte ein grimmig Gesicht. „Nein, Kind, sein Vater war wohl nicht zu Hause; der alte Hans Kirch war da; aber für den war der Brief zu teuer.“

Die blauen Mädchenaugen sahen ihn erschrocken an. „Zu-teuer, Marten?“

— „Ja, ja; was meinst Du, unter dreißig Schillingen war er nicht zu haben.“

Nach diesen Worten steckte Marten den Brief in seine Ledertasche und trat mit einem andern, den er gleichzeitig hervorgezogen hatte, in das nächste Haus.

Wieb blieb auf der Gasse stehen. Einen Augenblick noch sah sie auf die Tür, die sich hinter dem alten Mann geschlossen hatte; dann, als täme ihr plötzlich ein Gedanke, griff sie in ihre Tasche und kimperte darin als wie mit kleiner Silbermünze. Ja, Wieb hatte wirklich Geld in ihrer Tasche; sie zählte es sogar, und es war eine ganze Handvoll, die sie schon am Vormittage hinter dem Schenkstisch eingenommen hatte. Zwar, es gehörte nicht ihr, das wußte sie recht wohl; aber was kümmerte sie das, und mochte sie doch ihre Mutter immer dafür schlagen! „Marten,“ sagte sie hastig, als dieser jetzt wieder aus dem Hause trat, und streckte eine Handvoll kleiner Münzen ihm entgegen; „da ist das Geld, Marten; gib mir den Brief!“

Marten sah sie voll Verwunderung an.

„Gib ihn doch!“ drängte sie. „Hier sind ja Deine dreißig Schillinge!“ Und als der Alte den Kopf schüttelte, sagte sie mit der freien Hand an seine Tasche: „O bitte, bitte, lieber Marten, ich will ihn ja nur einmal zusammen mit seiner Mutter lesen.“

„Kind,“ sagte er, indem er ihre Hand ergriff und ihr freundlich in die angstvollen Augen blickte, „wenn's noch mir ginge, so wollten wir den Handel machen; aber selbst der Postmeister darf Dir keinen Brief verkaufen.“ Er wandte sich von ihr ab und schritt auf seinem Botenwege weiter.

Aber sie ließ ihn noch, hing sich an seinen Arm, ihr einfältiger Mund hatte die holdesten Bitt- und Schmeichelworte für den alten Marten und ihr Kopf die allerdümmsten Einfälle; nur leihen sollte er ihr zum mindesten den Brief; er sollte ihn ja noch heute abend wieder haben.

Der alte Marten geriet in große Bedrängnis mit seinem weichen Herzen; aber ihm blieb zuletzt nichts übrig, er mußte das Kind gewaltiam von sich stoßen.

Da blieb sie zurück; mit der Hand fuhr sie an die Stirn unter ihr goldblondes Haar, als ob sie sich besinnen müsse; dann ließ sie das Geld in ihre Tasche fallen und ging langsam nach dem Hafensplatz zu. Wer den Weg entgegen kam, sah ihr verwundert nach; denn sie hatte die Hände auf die Brust gepreßt und schluchzte überlaut.

(Fortsetzung folgt.)

## Sturmfluten an der Nordseeküste.

Von Hugo Wisliceny.

Wieder einmal bläst der Westwind mit vollen Waden über die Nordsee dahin, bald aus Südwest, öfter noch aus Nordwest. Wie ein schwerer Druck von ungeheurerem Gewicht preßt sich die in einen einzigen Wirbel zusammengeballte Luft auf die weite Fläche des Atlantik, der sich unter der Last in millionenfachen Krümmungen windet, seufzt und stöhnt. Gen Osten wälzen sich die ungeheuren Wogen, bis sie in der Nordsee ein Sammelbeden finden und hier gegen die Ufer branden. So ist denn auch der „blanke Hans“ wild bewegt, aber in diesem tonvulkabischen Juden zeigt er erst seine eigentliche Schöne und Erhabenheit; aber auch seine Gefährlichkeit.

In diesen stürmischen Tagen wendet sich der Blick zurück auf die furchtbaren Ereignisse, die in geschichtlicher Zeit an der Nordseeküste sich abgespielt haben, jene Ereignisse, die als **Sturmfluten** unauslöschlich in der Erinnerung der Küstenbewohner fortleben. Reich ist die Literatur über diesen Gegenstand; alte Chroniken berichten darüber, und in neuerer Zeit sind mancherlei Bücher geschrieben worden, die von den Sturmfluten erzählen, die Dichter verherrlichen kühne Taten aus jenen schicksalsschweren Tagen, in denen Tausende von genügsamen Menschen samt ihrem Eigentum zugrunde gingen, ja ganze Städte und Dörfer von der gierigen See verschlungen wurden. Dichtung und Sage verewigten, was für alle Zeiten entschunden ist. „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen.“ Neuerdings hat der Professor an der Universität in Kiel, Dr. Hippolyt Haas, ein Buch erscheinen lassen („Was uns die Steine erzählen“), das eine zusammenfassende Dar-

Stellung der Sturmfluten gibt, unter denen das Friesenvolk in historischer Zeit gelitten hat.

Verheerende Sturmfluten haben an der Nordsee sicher schon zu einer Zeit stattgefunden, da es noch niemand gab, der durch irgend eine Niederschrift uns eine Kunde davon überliefert hätte. Ja, man muß annehmen, daß in früheren Jahrhunderten die Sturmfluten in ihren Wirkungen noch die gewaltiger gewesen sind als die der späteren Zeitepochen. Diese Wirkungen zeigten sich vor allem in der Abbröckelung und Zerstörung der Nordseeküste, die heute eine ganz andere Gestalt, eine ganz andere Linienführung zeigt als früher. Sicher ist, daß z. B. die vielen Inseln und Halligen, die heute der Westküste von Schleswig-Holstein vorgelagert sind, einstmals mit dem Festlande ein Ganzes bildeten. Jahrhunderte einer Schreckensherrschaft des Meeres waren erst nötig, um diese Zerreißungen der Küste herbeizuführen. Wann dies einmal begonnen hat, läßt sich nicht sagen, aber sicher ist, daß zu der Zeit, als der alte Grieche Pthheas als erster Südländer das Nordseeküstengebiet bereiste, die See ihr Zertrümmerungswerk bereits bis zu einem gewissen Grade fortgeführt haben muß. Dennoch haben wir aus dem eigentlichen Mittelalter, also viele hundert Jahre nach Pthheas, verschwindend wenige zuverlässige Nachrichten von Sturmfluten. Bis zum 12. Jahrhundert liegt die einigermaßen sichere Kunde von 34 Sturmfluten vor. Dann häufen sich die zuverlässigen Nachrichten. Im 12. Jahrhundert wird von 17 Sturmfluten berichtet, im 13. von 31, im 14. von 21, im 15. von 30, im 16. von 54, im 17. von 51, im 18. von 53 und von 1800 bis 1850 von 32 Sturmfluten, das sind im ganzen in historischer Zeit, dabei nur die einigermaßen sicheren Nachrichten berücksichtigt, 323 Sturmfluten.

Auf Grund der Zahlen von 1500 bis 1800 hat Georg Eilker angenommen, daß durchschnittlich 50 schwere Sturmfluten im Jahrhundert über die Nordsee hereinbrechen. Von den oben erwähnten 323 Sturmfluten ist die weitaus größte Anzahl auf die Monate Oktober bis März gefallen, wobei der November mit 53 an erster und der Januar mit 41 an zweiter Stelle stehen. Das Minimum der Sturmfluten weisen die Monate April bis September auf, und davon kamen auf den letzteren Monat 14 als höchste und auf den Juni 3 als geringste Zahl. Bei 90 von diesen 323 Fluten konnte ein genaueres Datum nicht festgestellt werden, zumal sie der Hauptsache nach in die Zeit vor 1200 fielen. Bei 76 dieser 323 Sturmfluten ließ sich die Windrichtung ermitteln; der weitaus größte Teil, allein 52, wurde durch Nordweststürme hervorgerufen. Diese Sturmfluten sind eine wahre Geißel der Nordseeküstenländer. Am schlimmsten wüteten sie, wenn dem Nordwest- oder Westwinde Südwind vorangegangen war. Denn dieser Südwind wirft gewaltige Wassermengen durch den Kanal in die Nordsee. Ist diese nun „zum Ueberlaufen“ voll und dreht dann der Wind nach West oder Nordwest, so ist die Folge, daß die ungeheuren Wassermengen mit großer Wucht an die Küste geworfen werden, und dann werden die Wasserstandshöhen von 4—5 Meter über der höchsten Höhe einer normalen Flut erreicht.

Welchen Schaden diese Fluten angerichtet haben, ist gar nicht auszumalen. Viele Hunderttausende von Menschen sind dabei ertrunken! Was sonst an materiellen Werten vernichtet wurde, ist niemals abzuschätzen, da die Verluste ans Fabelhafte grenzen. Die erste datierte Flut ist die vom 26. Dezember 838; sie brachte in Friesland 2437 Menschen den Tod. Infolge dieser Flut sollen sich die Rheinmündungen geändert haben. Die Julianenflut vom 16. Februar 1164 muß an der gesamten Nordseeküste furchtbares Ansehn angerichtet haben; sie hat einige westfriesische Inseln vom Festlande getrennt und die Zuydersee erheblich vergrößert. Die „größte Flut nach der Sintflut“ nennt der nordfriesische Chronist die Flut vom Jahre 1204 (vielleicht identisch mit der vom 17. November 1218, die wahrscheinlich den Jadebusen gebildet hat). Für dieses (13.) Jahrhundert werden Menschenverluste bis zu 400 000 angegeben. Die Fluten von 1277 schufen wahrscheinlich die Anfänge des Dollartbusens. Eine der schlimmsten Fluten war die *Marsgellusslut* vom 16. Januar 1362. Sie traf mehr die schleswig-holsteinische als die offriesische Küste. An ersterer wurden nördlich der Eider 47 Kirchen fortgerissen, und die ganze Stadt *Bungholt*, eine der wohlhabendsten Ortschaften der Insel Strand, ward ein Raub der Fluten.

Wir können hier nicht die Fluten sämtlich aufzählen; nur noch Einige der bemerkenswertesten mögen Erwähnung finden. Die *Cäcilienflut* vom 22. November 1418 tollte den Dollart aus und richtete an der Elbe großen Schaden an. Aber eine der größten Sturmfluten war die *Elisabethflut* — die Namen sind immer die der betreffenden Kalenderheiligen — vom 19. November 1421, die besonders im Rheindelta wütete, dort 72 Dörfer verhängte und 100 000 Menschen den Tod brachte. Im 16. Jahrhundert waren es die *Cosmas-* und *Dastiansflut* vom 27. September 1509 und die *Antoniflut* vom 17. Januar 1511, die den Jadebusen sehr erweiterten, und furchtbar war insbesondere wieder die *Merheiligenflut*, die mitten in dunkler Nacht am 5. und 6. November 1570 über die Nordseeküste hereinbrach. Sie soll an 100 000 Menschenleben dahingerafft haben, 41 000 davon in Ostfriesland. Daher der friesische Spruch: „Allerheiligen Dag Friesland wohl beklagen mag!“ Mit schweren Fluten begann das 17. Jahrhundert. Der 1. Dezember 1615 und der 26. Februar 1625, die *Fastnachtsflut*, sind, so schreibt Haas, Trauertage für die gesamte Nordseeküste von der Maas bis Jütland gewesen, besonders

die Fastnachtsflut, die bei Neumond, verbunden mit einer Sonnensfinsternis, eintrat.

Schrecklich war die *Oktoberflut* vom Jahre 1634, die den nordfriesischen Küste vielleicht den härtesten Schlag versetzte. Nördlich der Eider sind wohl an 15 000 Menschen und 50 000 Stück Vieh in den Fluten ertrunken; ganze Landstriche, Teile von Inseln verschwanden spurlos. Die gewaltigste der 53 Sturmfluten des 18. Jahrhunderts war die *Weihnachtsflut* von 1717, in der 10 898 Menschen und über 90 000 Stück Vieh den Tod gefunden haben; 4915 Häuser wurden vom Wasser vernichtet. Die höchste aller historisch beglaubigten Sturmfluten soll aber doch die vom 3. zum 4. Februar 1825 gewesen sein, da sie in Husum 7 Meter über Normalnull erreicht haben soll, 4 Meter mehr als der Hochwasserstand bei gewöhnlicher Flut. Allerdings waren damals die Deiche bereits so verbessert und widerstandsfähig, daß der Schaden nicht entfernt so groß war wie bei früheren Sturmfluten. Um den hat unter dieser Flut am meisten gelitten; die Straßen wurden gänzlich überflutet und teilweise tief ausgefokt. Auch die *Halligen* an der schleswig-holsteinischen Küste haben wiederum unsäglich gelitten, wie sie denn überhaupt die am meisten Leidtragenden in der Reihe der Sturmfluten gewesen sind.

Man könnte die Unglückschronik noch fortsetzen, denn auch im 19. Jahrhundert hat es gewaltige Sturmfluten gegeben bis in die neueste Zeit. Aber in dem Maße, wie der *Deichbau* mehr und mehr vervollkommenet und gesehlich geregelt wurde, in dem Verhältnisse nahmen auch die Sturm- und Wasserschäden an sich ab. Die Sturmfluten werden zwar mit Sicherheit immer wiederkehren, aber den gewaltigen Schaden früherer Zeiten können sie nicht mehr anrichten, und vor allem werden sie nicht mehr unter dem schwergeprüften Friesenvolke in der Weise aufräumen, wie in früheren Jahrhunderten. Ja noch mehr: Die Landgewinnungsarbeiten, die seit einiger Zeit an den friesischen Küsten begonnen worden sind, erobern langsam, Schritt für Schritt, Terrain zurück, das das Meer verschlungen hat. Vielleicht gelangen wir wirklich so weit, daß wir das verschwundene Rungholt auf derselben Stelle, wo das alte gestanden, wieder erstehen sehen; die Sage kündigt, daß dereinst, wenn die lange Ruhezeit vorüber, Rungholt wieder erstehen wird in alter Pracht und Herrlichkeit . . .

## Kleines feuilleton.

### Anatomisches.

Die Verpflanzung von menschlichen Organen. Der junge französische Gelehrte Professor Carrel, der in Amerika lebt, ist bekanntlich in diesem Jahre für seine aufsehenerregenden Experimente mit dem Nobelpreis gekrönt worden. Carrel, der die Methoden der Verpflanzung menschlicher und tierischer Organe zu einer ganz neuen Vollendung gebracht hat, hielt kürzlich bei seinem Aufenthalt in Stockholm in der Schwedischen Akademie der Wissenschaften einen zusammenfassenden Vortrag über seine Arbeiten. Er hob zunächst hervor, daß es früher nicht möglich gewesen sei, Organe zu überpflanzen. Es fehlte nämlich eine Methode, durch die es gelungen wäre, in den neubereinigten Blutgefäßen die Zirkulation hervorzurufen. Nun hat Carrel die richtige Methode festgestellt: Man näht nun die Blutgefäße mit Silberfäden und einer äußerst feinen Nadel aneinander. Auch auf dem Gebiet der Verpflanzung innerer Organe hat Carrel bedeutame Erfolge erzielt. Besonders interessant sind die Tierversuche, die er zum Studium der Nierenübertragung angestellt hat. So entfernte er aus dem Körper eines Hundes beide Nieren, dann setzte er die eine wieder ein und gestellte ihr die Niere eines anderen Hundes zu. Man kann sich denken, daß solche Verpflanzungen nur unter den größten Schwierigkeiten und mit Anwendung peinlichster Vorsicht durchführbar sind. Besonders wichtig ist es dabei, Individuen zu finden, deren Körperbau sich so ähnlich wie nur möglich sein muß. Handelt es sich doch darum, daß ein Organ des einen Wesens sich in das System des anderen „einfühlen“ soll.

Dann kam Prof. Carrel auf das Problem der Blutübertragung von einer Person auf eine andere zu sprechen. Es ist dies ein höchst komplizierter Vorgang, bei dem das Blut zunächst desinfiziert werden muß. Dann wird ein Teil des betreffenden Blutgefäßes von der Zirkulation abgesperrt, und man führt eine kleine Röhre in die Arterie ein, die das Blut liefern soll. Nach der Operation wird dann dem Blute wieder freier Zutritt zu der Arterie gestattet. Es ist Carrel gelungen, aus dem menschlichen Körper entfernte Organe noch längere Zeit am Leben zu erhalten. So hat er ein Stück Menschenhaut durch sorgfältige Verwahrung bei niedriger Temperatur sechs Wochen lang konservieren können. Selbst ein ganzes Organisthem hat er einmal eine Zeitlang außerhalb des zugehörigen Körpers am Leben erhalten. Es handelte sich da um die Eingeweide einer Katze, die man in eine Kiste gelegt hatte und in denen man künstliche Atmung unterhielt. Während der ersten zwölf Stunden arbeitete das Herz noch vollständig normal. Diese letzteren Versuche sind von besonderer Wichtigkeit; denn es müssen stets Organe jeder Art zur Verfügung stehen, wenn man an einem Kranken noch rechtzeitig eine Ueberpflanzung vornehmen will.